

Titel: „Früher war die Zukunft auch noch besser!“

Pfarrer: Gerson Raabe

Predigttext: 2 Mose 16,2-3.11-18

Datum: München, den 3.8.2014



„Früher war die Zukunft auch noch besser!“, so, liebe Gemeinde, hat es Karl Valentin formuliert. „Früher war die Zukunft auch noch besser!“ Wir alle kennen das Lamentieren, das Gezeter, das Gejammer und Geklage, dass nämlich – und überhaupt – und wenn wir schon einmal dabei sind – und das muss jetzt doch wirklich einmal gesagt werden, weil das ja auch ganz klar ist, dass selbstverständlich und selbstredend früher alles viel, viel besser war – keine Frage!

Dabei war es noch gar nicht so lange her. Nach einer Notiz zu Beginn dieses 16ten Kapitels, aus dem unser Predigttext stammt: Ganze sechs Wochen soll es her gewesen sein, dass das Volk aus der Sklaverei in Ägypten ausgebrochen war. Sechs Wochen! „Ach wären wir doch in Ägypten gestorben, als wir bei den Fleischtöpfen saßen!“ Ganz sechs Wochen!

Doch auch das andere Szenario wäre denkbar. Die Notiz mit den sechs Wochen ist vermutlich genauso wenig historisch wie die symbolische Zahl mit den 40 Jahren Wüstenwanderung. Lassen wir uns trotzdem auf die 40 Jahre ein: Zwei oder drei Generationen in der Wüste. Für viele war das mit Ägypten am Ende dieser Wüstenzeit schon gar nicht mehr wahr. Lediglich die Geschichten der Alten erinnerten daran. Und wer weiß, was davon stimmte? Erinnern ist die gebotene und notwendige Aufgabe, die zwischen Verklärung und Verleugnung des Vergangenen angesiedelt ist. „Früher war ohnehin alles besser!“ „Quatsch! Was interessiert mich, was gestern war!“ Traditionsabbruch versus Traditionsüberhöhung. Traditionsleugnung versus Verklärung. Beides wird dem Bezug auf Vergangenes nicht gerecht.

Das mit dem Erinnern hat so seine Tücken. Einerseits „eignen“ wir uns mit dem Erinnern Vergangenes an. In den letzten Wochen: Wie war das eigentlich damals mit dem so genannten 1. Weltkrieg? Wir vergegenwärtigen die Ereignisse von damals ganz neu, entdecken die Bedeutung dessen, was geschehen ist, für uns heute: „Heute ist es so, weil damals...“ „Heute fangen wir keinen Krieg an, wenn ein Attentat verübt wird, weil wir um die Abermillionen Toten wissen, die das damals gekostet hat.“

Neben dem Vergegenwärtigen rückt das Erinnern aber andererseits auch in die Ferne. Das, was seine Bedeutsamkeit verliert, entfernt sich. Jüngst hat unsere Kirchenleitung eine Debatte um die so genannte Barmer Theologische

Erklärung angestoßen. Diese Erklärung von 1934 soll in die Verfassung unserer Landeskirche aufgenommen werden. Doch dieser Text widerspricht von seiner Intention her wesentlichen Bestandteilen unserer lutherischen Überzeugungen. Diese Erklärung war damals kirchenpolitisch wichtig, inhaltlich ist sie uns fremd geworden, hat keine Bedeutung mehr, so dass dieses Bekenntnis zu Recht in der Ferne versinken sollte.

Erinnern als Vergegenwärtigen und als das Versinken in der Ferne muss geübt werden. Erinnern kann verbessert werden. Wir können unser Erinnern kultivieren. Das gilt sowohl für die eigene Lebensgeschichte, wie für die größeren Zusammenhänge, in die wir eingebunden waren oder die eben vor unserer Zeit geschehen sind. Die Kultur des Erinnerns prägt uns, unser Verständnis von uns selbst, von der Welt, der Geschichte. Die Kultur des Erinnerns ist wesentlicher Bestandteil unseres Verständnisses der Gegenwart.

„Früher war die Zukunft auch noch besser!“ Es gilt das richtige Maß zu finden zwischen Verklärung und Verteufelung. Ich tue mir keinen Gefallen, wenn ich jenes Ereignis aus meinem früheren Leben verkläre.

Ich tue mir aber auch keinen Gefallen, wenn ich dieses Ereignis zu Unrecht vergessen machen will. Etwas richtig einzuschätzen, darauf kommt es an. Die schlichte Frage lautet: „Wie ist es gewesen? Wie ist es wirklich gewesen?“

Diese Frage ist es, die in aller Ernsthaftigkeit immer und immer wieder zu stellen ist. „Früher war die Zukunft auch noch besser!“ „Ach wären wir in Ägypten doch umgekommen, als wir an den Fleischtöpfen saßen!“

So murrte das Volk in der Wüste: Die Wüste kann ein Ort besonderer existentieller Erfahrungen sein. Es ist vor allem der Durst, den wir mit der Wüste verbinden. Durst und Hunger als existentielle Lebenserfahrungen, ja, vermutlich als die existentiellen Lebenserfahrungen.

Manche Menschen gehen bewusst in die Wüste, um sie als Ort besonderer Erfahrungen zu erleben. Beim Gemeindefest wurde davon erzählt: nicht Durst oder Hunger, sondern eine besondere Weise des eins werdens mit sich, mit Gott.

In den Schriften wird immer wieder davon erzählt, dass Menschen in der Wüste besondere Erfahrungen sammeln: von Jakob über Mose, Elia, Ezechiel und schließlich Jesus – übrigens begegnet uns hier wieder diese symbolische Zahl 40 – 40 Tage, so wird berichtet, sei der Nazarener in der Wüste gewesen.

Die Wüste kann natürlich auch bildlich, symbolisch gedeutet werden. Jede und jeder kennt Lebensabschnitte, die durch Wüsten führten. In den wenigsten Fällen 40 Jahre, 40 Tage können es schon mal gewesen sein:

Als mir der Sinn abhanden kam, als ich die Orientierung verlor, als mir dieses zerbrach oder jenes genommen wurde – das kann auch ganz undramatisch geschehen, so dass ich zunächst gar nichts bemerkte – und plötzlich war ich allein, einsam, schutzlos, als wäre ich in der Wüste. Und natürlich sind hier die Ein- und Abbrüche zu verbuchen, die kleinen und die großen, die Abschiede und Trennungen.

Durststrecken, den Gang wie durch eine Wüste, kennt jede und jeder. Und daher hat jede und jeder auch eine Ahnung davon, dass in solchen Durststrecken, dass bei solchem Gang durch die Wüste im Besonderen existentielle Erfahrungen gesammelt werden; Erfahrungen der Sehnsucht nach Sinn, nach Anerkennung, nach Liebe, Geborgenheit und Trost. Gerade auf Durststrecken, gerade beim Gang durch Wüsten spüren wir dies besonders.

Und prompt versagt alle Erinnerungskultur: Es wird verklärt, schöngeredet oder verleugnet, gebogen und gelogen: „Früher war die Zukunft auch noch besser!“ „Die goldene Jugend“, „Ach, waren das noch Zeiten!“ Dabei waren es bei Lichte besehen die Zeiten der Sklaverei, es waren harte Zeiten der Entbehrung, es war die Zeit des Hungers, die Zeit von Not und Tod.

Auch wir reden uns die Vergangenheit schön. Auch wir weigern uns zu sehen, wie es wirklich war. Auch wir sehnen uns zurück – und das ist ja sprichwörtlich geworden – nach den „Fleischtöpfen Ägyptens“. Mag sein, dass ältere Menschen hier in besonderer Weise gefährdet sind, mag sein – aber auch bei Jüngeren geschieht dies: „Früher war die Zukunft auch besser!“ So, wie die Durststrecken, die Wege durch die Wüsten mit besonderen existentiellen Erfahrungen verbunden sind, so sind diese Abschnitte des Lebens aber auch Erfahrungen, die es in besonderer Weise mit Letztem, eben mit Gott zu tun haben. Wobei dies zunächst wohl in negativer Hinsicht gilt. Solche Durststrecken, solche Wege durch die Wüste sind zunächst wohl in besonderer Weise Erfahrungen der Abwesenheit Gottes.

Und erinnern Sie noch einmal: Als Jesus dort draußen in der Wüste war, war es der Andere und zwar der wirklich ganz und gar Andere, der Gegenspieler, der ihn dort in Versuchung führte. Ob uns auf unseren Durststrecken, auf unseren Wegen durch unsere Wüsten nicht hin und wieder auch dieser Andere irrlichert?

Jedenfalls ist auch uns in jenen Wüsten, auf jenen Durststrecken so manches vorgegaukelt worden, so manche Fata Morgana erschienen, die uns den Himmel versprochen hat, Oasen vor Augen gemahlt hat, die dann doch wie Seifenblasen zerplatzt sind. Durststrecken und Wüstenwege sind in vielerlei Hinsicht gefährdete, gefährliche und manchmal auch diabolische Wege.

Doch lassen wir die Hoffnung nicht fahren: Erinnern Sie sich an Elia: Er geriet in die Wüste, von allen verlassen. Er konnte nicht mehr und er wollte nicht

mehr. Unter einen Wacholderstrauch legte er sich, nicht weil weit und breit kein anderer Schatten war, sondern weil er sterben wollte: „Es ist genug! Nimm, Herr, meine Seele! Es ist genug!“

„Steh auf!“ – „Steh auf und iss!“ – Ein Krug Wasser stand zu seinem Haupte. Und man sagte, es war ein Engel – ach ein Engel! Die Wege in und durch die Wüste sind – um darauf zurückzukommen – auch Wege, auf denen man in besonderer Weise erleidet, was einem fehlt: Essen und Trinken.

Und schließlich: „Unser täglich Brot gib uns heute“, so hat Jesus es uns beten gelehrt. Was soll das? Warum diese Bitte? Das tägliche Brot, das haben wir doch alle, wenn wir nicht zu jenen armen Teufeln gehören, die – Gott sei's geklagt – hungern müssen, was wirklich schlimm ist und wofür wir alles tun wollen, dass dies auf unserer armen Erde aufhört. Armut, Hunger aus Armut soll bekämpft werden. Dagegen wollen wir etwas tun!

„Unser tägliches Brot gib uns heute.“ Das heißt vor allem: „Gib uns das Lebensnotwendige.“ Und dass wir darum bitten sollen, bedeutet schlicht und einfach: Letztlich können wir uns das Lebensnotwendige nicht selbst geben, so wie die damals in der Wüste.

Aber das ist doch Unsinn! Das Lebensnotwendige ist, dass wir etwas zu essen und zu trinken haben! Wirklich? Und wie ist das mit der Liebe? Und wie ist das mit der Anerkennung? Und wie ist das mit der Geborgenheit und dem Trost?

„Ich bin das Brot des Lebens!“, so soll der Nazarener von sich gesagt haben. „Ich bin das lebendige Brot, das vom Himmel gekommen ist. Wer von diesem Brot isst, der wird leben in Ewigkeit.“

Da scheint jedenfalls noch anderes lebensnotwendig zu sein. Und da scheint von einem Leben die Rede zu sein, das doch wohl über das hinausgeht, was wir uns so gemeinhin unter Leben vorstellen.

Das galt damals für die in der Wüste. Das galt für Generationen um Generationen – das gilt bis heute. Uns ist eine Zukunft verheißen, die auf jeden Fall eines ist: besser!

*Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere menschliche Vernunft, der bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus, unserem Herrn.*